

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 59 (1955-1956)
Heft: 22

Artikel: Das Anatomiebuch
Autor: Bollin, Johannes
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672286>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

D A S A N A T O M I E B U C H

Damals piffen mir die Vögel in die Dachkammer, die ich bei Frau Klee bewohnte. Der Frühling zog in der kleinen Universitätsstadt im Mittelland ein, und meine Gedanken schweiften mehr, als meinem Studium gut tat, von den Büchern ab. Ich hatte in den ersten lauen Tagen bemerkt, dass ein hübsches Mädchen von vielleicht neunzehn Jahren mit mir unter einem Dache hauste. Man nannte sie Eva, und ich wäre ihr gar zu gerne zum Zwecke näherer Bekanntschaft «zufällig» begegnet.

Im Keller stand sie mir dann einmal plötzlich wehrlos gegenüber. Ihr Haarknoten hatte ich beim Bücken nach den letzten alten Kartoffeln gelöst. Nun hing er dem Mädchen wie ein schief aufgewickelter Wollknäuel in den Nacken, und die Nadeln konnten den Druck des schwer herabfallenden Haares nicht mehr halten. Als Eva wütend ihren Kopf schüttelte, flossen ihr die Haare breit über die Schultern. Sie reichten fast bis zur Hüfte und rochen nach Kölnisch Wasser, Kinderpulver und frisch gekochtem Kohl.

Weizenblond waren diese Haare, und Rosenblüten zierten das kurze Sommerkleid, das sie schon trug, obwohl es eben erst recht Frühling geworden und eigentlich noch ziemlich kühl war. Ich finde heute kurze Waschkleider mit aufgedrucktem Blumenschmuck grässlich. Aber bei Eva war das etwas anderes.

Ich sagte also: «Sie sind doch das Kinderfräulein aus der zweiten Etage.»

Eva machte erst sorgsam ihre Haare wieder zurecht, ehe sie antwortete: «Und Sie sind der Student, der die Dachstube von Frau Klee gemietet hat und immer so lange schläft! Ach ja, schön haben sie es, die Studenten! Uebrigens — studieren Sie Medizin? Ich schwärme für Medizin. Es ist so schrecklich interessant und es schlägt ja auch etwas in mein Fach ...»

Ich lächelte. Ich studierte nur Nationalökonomie, weil das das väterliche Geschäft von mir verlangte. Aber wenn ich lächle, kann mein rechtes Auge zuweilen grösser als das linke erschei-

nen, und das kann sehr geheimnisvoll wirken. Das hat mich schon mancher unbequemen Antwort enthoben.

«Sie studieren also doch Medizin», meinte Eva befriedigt, und ich sagte gar nichts. Dafür setzte das Mädchen hinzu: «So etwas fühlt eine Frau!», und ihre Stimme klang warm und verheissungsvoll.

«Sie können mich Eva nennen», sagte sie zwei Tage später, als sie mir zwei Stück Sandtorte in mein kleines Stübchen hinaufbrachte.

Um sie in dem Glauben zu lassen, ich studiere Medizin, hatte ich mir aus der Werbeschrift einer Zahnputzmittelfabrik ein Blatt ausgeschnitten und es an die Wand geklebt. Darauf war ein Totenkopf mit sämtlichen Zähnen zu sehen, eine wahre Pracht wissenschaftlichen Bluffs, so realistisch aufgemacht, dass mir selber zuweilen davor fast graute. Auf dem Büfett aber lag ein abgegriffenes Buch über Anatomie, das vierhundert Seiten umfasste. Es gehörte meiner Hauswirtin. Ihr seliger Mann war Drogist gewesen und hatte in dieser Eigenschaft viel mit Senkfüssen, Magenkatarrh und Kopfweh zu tun gehabt. So log ich eben oder täuschte vor, weil Eva es nicht anders haben wollte. Was tut man schon nicht alles für ein Mädchen?

Wenn Eva abends die Wäsche plätten musste, weil das Dienstmädchen Ausgang hatte und ihre Herrschaft im Theater war, sass ich auf einem Hocker beim Gasherd und atmete erquickt die Düfte ein, die vom Glättebrett hochstiegen. Es war alles so traulich und häuslich und dennoch so ganz anders, als wenn ich in meinem Elternhause gesessen hätte. Und wenn Eva mich dann um 10 Uhr sanft hinausdrängte, sagte sie: «Du brauchst deinen Schlaf, ich bin selten müde.» Und ich ging ohne Widerstand in meine Dachkammer hinauf und träumte noch eine Weile meinem Mädchen nach.

Einmal in der Woche gingen wir ins Kino und zweimal im Monat gingen wir ins Café. Zu grösseren Sprüngen reichte mein spärliches Taschengeld nicht aus. Wenn wir aus dem Kino kamen, sagte Eva immer: «Gott, wie sind die Frauen alle kompliziert. Ich bin ganz anders.»

Und wenn wir aus dem Café kamen, nahm sie mich mit vor ihre Wohnungstüre und holte noch schnell ein Stück Kuchen aus der Küche und sagte: «Iss nur ordentlich. Essen hält Leib und Seele zusammen, sonst stehst du dein Medizinstudium niemals durch ...»

Fünf Monate und drei Tage dauerte unser Glück, das nicht stürmisch, aber sehr angenehm war. Dann brachte mir Frau Klee einen Brief. Auf blauem Büttenpapier leuchteten mir die Worte entgegen:

«Du brauchst noch lange, bis Du ein richtiger Doktor geworden bist. Deine Oberhemden kannst Du mir ruhig noch zum Bügeln hinuntergeben, aber mehr nicht. Du bist überhaupt zu jung für mich. Das hat auch der Zahnarzt gesagt, der jetzt im dritten Stock seine Praxis aufgemacht hat. Ich soll seine Assistentin werden, wenn er geschieden ist. Er sieht so aus, wie Du aussehen wirst, wenn Du vierzig bist. Denkst Du manchmal noch gerne an mich? Ich bin in den letzten vierzehn Tagen viel reifer geworden. Und iss abends immer warm, hörst Du? Dir fehlt das Geregelte. Es vergisst Dich nicht, Deine Eva.»

Vierzehn Tage später kündigte ich die Mansarde bei Frau Klee. Das Buch über Anatomie durfte ich behalten, obwohl ich es jetzt nicht mehr brauchte. Frau Klee schenkt jedem Untermieter zum Abschied eine Kleinigkeit. Und so ist mir heute, als mir nach vielen Jahren der zerlesene Schmöcker wieder einmal zwischen die Finger geriet, das Erlebnis eingefallen, und ich konnte es euch erzählen.

Richard Gerlach

D A S Ü B E L N E H M E N

Ich habe einmal mit meinem besten Freunde ein halbes Jahr lang kein Wort gewechselt. Wir hielten es für charaktervoll, uns gegenseitig höflich auszuweichen. Wenn wir uns begegneten, blickten wir ins Leere, als wäre der andere weniger als ein Schatten. Wir waren vorher unzertrennlich gewesen. Nun mieden wir uns. Ich kann mich nicht erinnern, welche Bagatelle daran schuld war. Aber seitdem die Beziehungen abgebrochen waren, setzten wir unsere Ehre darein, uns dem heimlich immer noch Geliebten so gefühlkalt und ablehnend wie möglich zu zeigen.

Wir waren fünfzehn Jahre alt; man ist in diesem Alter empfindlicher für das, was man für

eine Kränkung zu halten glaubt, und wenn man sich einmal ins «Bösesein» verrannt hat, sieht man nicht, wie man den unvernünftigen Zustand beenden könnte. Als wir sechzehn wurden, fanden wir uns eines Tages auf dem Heimweg von der Schule unversehens nebeneinander, und da es nun doch zu blöd gewesen wäre, wie Fremde den gleichen Weg dahinzustapfen, blickten wir uns verstohlen an und begannen ein sehr vorsichtiges und stockendes Gespräch, mit äusserster Reserve; denn keiner wollte sich etwas vergeben. Es fiel uns aber zugleich der bewusste Stein vom Herzen, und in der Erleichterung begannen wir beide zugleich zu lächeln und schliesslich zu lachen.

Die Ironie über das hartnäckige Schauspiel, zu dem wir verpflichtet gewesen zu sein meinten, brachte uns in einer Viertelstunde wieder zusammen, und bald wurde diese Freundschaft noch zarter und fester als vorher, bis der Freund als erster von uns beiden den grauen Rock anziehen musste. Er kam nicht wieder, und ich frage mich noch nach mehr als drei Jahrzehnten, welche Verirrung mich um das verlorene halbe Jahr gebracht hat und warum ich ihm nicht einfach die Hand hinstreckte.

Das Uebelnehmen unter erwachsenen Leuten setzt ebenfalls eine vorausgegangene Vertraulichkeit voraus. Einen Gleichgültigen kann man zwar beleidigen, man kann einen Wortwechsel mit ihm haben, man kann von seinen mangelhaften menschlichen Qualitäten durch Meinungen, die jener von sich gab, überzeugt sein und ihn demgemäss nicht beachten. Aber das ist kein eigentliches Uebelnehmen. Um einem richtig böse sein zu können, muss man ihm vorher gut gewesen sein. Die Enttäuschung gehört dazu. Er muss nicht gehalten haben, was er versprach. Er hat sich als kleinlich oder unzuverlässig erwiesen, wo wir auf ihn gebaut hatten. Er huldigte vielleicht plötzlich einem naiven Egoismus. Er war nett zu uns, solange er von uns etwas wollte. Aber als er uns nicht mehr zu brauchen glaubte, veränderte sich seine Freundlichkeit in Gleichgültigkeit, und endlich mussten wir froh sein, wenn er seine intime Kenntnis unserer Verhältnisse nicht dazu benützte, uns hinterrücks anzuschwärzen und unauffällig zu schaden.

Wo die Sachlage so ist, nützt das Uebelnehmen nichts. Wenn wir einen Bekannten unter anderen Verhältnissen falsch beurteilt und in ihm irrtümlich einen Freund gesehen haben, so liegt das an unserer mangelnden Welt- und Menschenkenntnis.